

Maurice de Martin - Sorry, I don't want to speak German!

How it all started - 2004 House Party in Berlin-Kreuzberg

Vor ca. 20 Jahren -als am Anfang der Durchgentrifizierung Berlins- schmiss ich eine legendäre Party in meiner Wohnung am Görlitzer Park. Da bin ich im Nachhinein darauf hingewiesen worden, dass von den ca. 60 Gästen 80% Expats waren. Der Hinweis kam in Form einer von mir damals nur schwer (und heute sehr nachvollziehbar) verständlichen Kritik von einer Freundin aus Târgoviște, einer Kleinstadt im Kreis Dâmbovița in Rumänien, mit der zusammen ich ein paar Jahre später völlig kurios auf einem Foto auf der Rückseite des Buchumschlags eines polnischen Rumänien-Reiseführers mit der Untertitelung "die authentische rumänische Landbevölkerung" aufgetaucht war.

Sie hatte mich für 2 Wochen besucht, war das erste Mal in Berlin, ja Deutschland und ich hatte diese Party eigentlich nur für sie organisiert, weil sie mir in Rumänien erzählt hatte, dass sie in ihrem Leben noch nie bei einer House Party mit dabei war. Also habe ich jede noch so entfernte Bekannte aus meiner Berliner Diaspora eingeladen. Ich hatte mir gedacht: je internationaler, desto besser, dann erlebt sie das, für was Berlin (und meine Blase) steht: Multikulti. Der erste Gast kam mit zwei Stunden Verspätung um 22h. Danach wurde es schnell voll. Es wurde viel getanzt, diskutiert, geflirtet, gegessen (ich hatte 2 Riesentöpfe Tom Kah Gai gekocht) und getrunken. Es war ein (be)rauschender, extrem charmanter Abend, der erst am nächsten Morgen zu einem extrem langsamen Ende kam.

Am nächsten Tag -sie war noch völlig platt vom Feiern- meinte sie zu mir (auf Rumänisch, sie sprach daneben noch fließend Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch und ich glaube auch Romani): "Maurice, das war eine wirklich tolle Party und du hast wirklich nette Freunde. Ich danke Dir für dieses Geschenk! Aber: für mich ist das nicht das Richtige! Ihr seid mir alle einfach ein wenig zu "liberal". Das ist eine Mixtur, bei der man gar nicht mehr weiß, wo man überhaupt ist. Dann ist es doch eigentlich fast schon egal, ob man in New York, Nairobi oder Bukarest ist. Das ist es aber nicht! Und ich hatte mich eigentlich darauf gefreut, ein paar einheimische Deutsche kennen zu lernen und vor allem, sie beim Sprechen dieser komplizierten Sprache mit all ihren befremdlichen Lauten zu beobachten, ohne dabei ein Wort zu verstehen und darüber abgleichen zu können, wie das alles mit dem zusammenpasst, was ich immer in alten Filmen mitbekommen habe, wo dieser Nazi-Onkel aus Siebenbürgen aufgetreten ist, den keiner verstehen konnte, weil er nur bellen und zischen konnte.

Mit dir kann ich diesen Abgleich nicht durchführen, weil du viel zu Un-Deutsch bist! Ich erwiderte daraufhin ironisierend, dass dies zugleich wahrscheinlich der Grund sei, warum mich meine Expat-Freunde in ihrer Teutonen-freien Zone überhaupt tolerieren würden: mein offenes Nicht-Deutschsein. Ich bin so etwas, wie ihr "Quoten-Deutscher". Sie hatte sich hingegen gerade auf dieses

"Befremden" gefreut und statt dessen bekommen, was sie auch erleben kann, wenn sie in Amsterdam in einen Club geht, oder in Paris. Sie meinte abschließend: "Sei mir nicht böse, aber mich hat es enttäuscht, dass alle nur in diesem dämlichen Englisch geplaudert und sich so spießig "international" geriert haben."

In den letzten Tagen vor ihrer Abreise bin ich mit ihr zum Ausgleich nach Lehde im Spreewald gefahren und habe sie zu einer Gurken-Kahnfahrt eingeladen. Auf dem Kahn nur brandenburgische Rentner und wir! Ein Typ hatte die Quetschkommode gespielt und es wurden deutsche Lieder gesungen. Das fand sie -so sagte sie- viel authentischer und damit auch interessanter. Besonders toll fand sie die Gurken in der Konserve und "Ragu Feng", also das DDR-Würzfleisch. Sie meinte, das erinnere sie daran, was ihre Oma zu Ceausescu-Zeiten am Sonntag manchmal gekocht habe. Ich habe ihr gesagt, dass mich das an aufgewärmtes Hundefutter mit Aldi-Schmelzkäse drüber gebacken erinnert. Sie hat herzlich gelacht!

How it's going - 2024 „Social-Club-Performance“ in Berlin-Wedding

Wenn man in Berlin von Akteuren der „Freien Szene“ eingeladen wird, eine „partizipatorische Perkussion-Performance“ aufzuführen, dann weiß man schon vorher recht gut, was auf einen zukommen wird.

„Maurice, could you please do your thing in English? You know, „Freie Szene“: almost noone understands German!“ OK, ich kann das auch changierend in mehreren Sprachen machen: Englisch, Deutsch, Rumänisch, Polnisch, Italienisch...oder in einer Phantasiesprache: „Fümmes bö zö uh pögiff!“ Nee Maurice, mach's lieber in Englisch, die Leute sind das so gewohnt, alle machen das so und sie fühlen sich evtl. gechallenged, wenn da jemand plötzlich straight German oder was anderes spricht...hier geht's doch um das Community-Feeling und da ist Englisch eben Common Sense. Außerdem machst du ja Musik mit den Leuten, da musst du ja nicht so viel quatschen.

Ich konstatiere: ich bin Bürger und Steuerzahler der Hauptstadt eines Landes, in dem (eigentlich) Deutsch als gemeinsam verbindliche Sprache gepflegt wird und es gibt in dieser Konstellation aber Orte, die vom Kulturobulus des Landeshaushalts finanziert werden, denen aber die genuine Sprache der Leute, die diesen Obulus finanzieren, a priori am Arsch vorbeigeht.

Ich denke nach und realisiere, dass ich mich ein wenig darüber schäme, dass mir das irgendwie Unbehagen bereitet, ja ich es regelrecht komisch finde, wenn man mich in meiner Heimat pro aktiv bittet, lieber auf die Verwendung meiner Muttersprache zu verzichten. Man stelle sich vor, ich wäre als

Deutscher in Frankreich unterwegs und bitte meine französischen Freunde, sich mit ihrer Muttersprache lieber zurückzuhalten und lieber in Englisch zu parlieren.

Ich komme über meine Tour-Tätigkeit immer wieder an unterschiedlichen Orten mit unterschiedlichen Echokammern in Kontakt und kenne diese für mich schon immer befremdliche und oft auch aggressive Tendenz der „Expat-Artist“-Blase gut, jeglichen Ort in kürzester Zeit zu okkupieren, den eigenen Interessen gemäß zu assimilieren und sich darüber hinaus total desinteressiert dem gegenüber zu zeigen, was da einen eigentlich „wirklich“ umgibt.

Aber: ok, no Problem, ich passe mich natürlich auch an die Ignoranz der Leute an. It's my job und es geht ja um die Musik. I'm not here for cultural political discussions! Ich hatte schon in den Tagen davor eine gewisse intrinsische Sorge empfunden, dass ich da in eine Situation kommen würde, in der ich mich mit Pro-Pali-Popup-Protesten konfrontiert sehen werde und eigentlich vorsehend entscheiden müsste, wie ich in so einer Situation reagieren wolle. Ist das anstrengend! Egal, wird schon gutgehen. Wenn was passiert, packe ich einfach meine Sachen und verziehe mich stillschweigend. Niemand wird es bemerken. Es ist schon frappierend, dass man sich über solche Situationen präventiv Gedanken machen muss.

Natürlich ist das Büro des Veranstaltungsorts mit der über mehrere Fenster laufenden Parole „Free Palestine / Cease fire now / All eyes on Rafah!“ geschmückt. Natürlich komme ich in die Halle rein und treffe auf eine Bühnenarbeiterin, die ich schon von anderen Produktionen kenne, eigentlich sympathisch finde und die sich jetzt aber eine Kuffya umgehängt hatte. Ich frage mich, wie würde sie reagieren, hätte ich einen „Fridays for Israel“-Button an meine Jacke gesteckt?

Das Nächste, was mir auffällt: unter den von mir „gelesenen“ Männern scheine ich der einzige nicht-queere zu sein. Es liegt diese gewisse angestrenzte Beschwingtheit in der Luft, die ich gut von anderen Backstage-Situationen in ähnlichen Kontexten kenne. Diese Mischung zwischen Kitsch-Drama-Talk und ostentativ belanglosem Beauty-Kaffeeklatsch, wie man ihn auch bei jungen Frauen in Friseurläden in der Provinz erleben kann. *They/Them* ist ein großer, stark brustbehaarter Latino, der sich drei Stunden schminkt, dafür einen ganzen Reisekoffer voll Kosmetika herankarrt, sich als großes Finale eine viel zu große Perücke aufsetzt, in ein viel zu enges dunkelrotes Polyesterkleid hineinzwingt, später auf die Bühne steigt, völlig out of tune Karaoke singt und dabei überraschend eckig bewegt. Ein anderer *They/Them*, der wie sein kleiner Bruder aussieht, erzählt, wie er gerade die Regie für sein erstes eigenes Theaterstück macht. Er sei der einzige Performer dieses Stücks und es ginge über seinen *Body* und die Geschichte seines Coming Outs als *They/Them*. Er sei aber momentan zu erschöpft zu arbeiten und er könne deshalb auch heute abend nicht mitmachen und müsse sofort nach Hause ins Bett.

„OMG!!! YOU WERE SO GOREGEOUSSS! It's soooo poltical!“ ruft er nach dem Auftritt von *They/Them* in die Runde, packt sich dann in einen lilanen Regenponcho und geht. Ich muss an Bazon Brocks Vortrag „Die machtgroteske Vereinnahmung der Künste durch die Kultur“ denken, den er im Nachgang zur „documenta fifteen“ gehalten hatte und für den er massiv angefeindet wurde, weil er sich darin über die mindere Qualität der Kunst beschwerte, die von diesem intersektionalen, identitätspolitischen Expat-Kunstbetrieb produziert werde: „Im Namen des politischen Aktivismus wird die Kunst eliminiert“ behauptet er. He is right.

Ich sitze immer noch auf dem Sofa, warte auf meinen Auftritt und schaue dem Backstage Schauspiel weiter zu. Ich bin der Älteste unter den „Performer“. Alle Männer haben Röcke an und sind geschminkt. Die einzige Frau in der Garderobe ist eine junge schwarze Tänzerin mit extrem langen falschen Fingernägeln mit kleinen Glöckchen dran, die immer klingeln, wenn sie ihre Finger bewegt und darüber große Schwierigkeiten zu haben scheint, irgendetwas –z.B. eine Cola-Dose– sicher anzugreifen. Sie hat riesige weiße Kopfhörer auf und tut so, als ob sie alleine im Raum sei. Ich habe das Gefühl, dass sie mich manchmal verstohlen von der Seite anschaut und dass ihr die Situation irgendwie peinlich ist. Ich würde gerne mit ihr sprechen, lasse es aber sein, sie hat ja ihre Kopfhörer auf.

Meine supernette Gastgeberin kommt herein und sagt, dass sie es ganz toll fände, dass ich als Non-Migrant-*Local* auch mit dabei sei, das würde sehr zur *Diversity* beitragen. Schon wieder der „Quotendeutsche“! Zuletzt hatte ich in einem Radio-Interview gesagt, dass Kunst für mich ein einzigartiges Mittel sei, diese Dialektik zwischen „das macht man so!“ und „das tut man nicht!“ auszuhebeln, indem man etwas tut, das so anders ist, das niemand beurteilen kann, wie es einzuordnen sei. Wenn aber alle immer das Gleiche denken, sprechen, dabei ähnlich aussehen, ähnliche Meinungen, Weltbilder mit sich herumtragen, wo bleibt dann diese Möglichkeit des „Other“? Es scheint mir, den Leuten, die hier an mir vorbeihuschen und sich dabei total „arty“ fühlen, geht es eigentlich um etwas ganz anderes, das ich anscheinend einfach nicht erfasse. Mir fällt der Begriff „Camp-Style“ ein, aber ich kann mich dafür einfach nicht erwärmen. Die Leute sitzen in einem bunt geschmückten, gemütlich ausgeleuchteten Raum einer alten Turbinenhalle in 10er Gruppen um Tische und machen Spiele. Zwischendurch gibt es kurze Darbietungen, eine davon meine. Es mutet an, wie eine Altersheim-Bingo-Runde für Hipster. Es ist mir schon öfters aufgefallen, dass das, was Menschen tun, die sich selbst als besonders „progressiv“ begreifen, etwas extrem Spießiges an sich hat. Das wäre eigentlich kein Problem, aber der Anspruch und auch die Selbstwahrnehmung beim 24/7 Bingo-Spiel ist eben doch ein ganz anderer.

Natürlich ist die Kunst ein Ort, an dem man die Realität ausblenden kann und vielleicht auch muss, um sich in ganz anderen (eigenen) Sphären bewegen zu können. Ich frage mich aber, wo ist hier die Grenze, wenn die „reale“ Realität a priori ausgeklammert sein muss, damit es in der Blase funktioniert?

Letztlich hatte mich die junge schwarze Tänzerin sogar noch angesprochen. Sie hat mich dabei sehr respektvoll gefragt, ob sie sich kurz auf das Sofa neben mich setzen darf. Dann sagte sie: „You’re not feeling well here, right? They are way too enthusiastic for you, right? You’re feeling too old fort that shit“ Ich habe ihr geantwortet: „Neulich sah ich einen Meme, da lag Kermit der Frosch auf einer Bahre mit einer Beatmungsmaske über dem Gesicht. Drüber stand geschrieben: „Me after 40 seconds of small talk“. Auch sie hat herzlich gelacht!

©2024 Maurice de Martin